

Zeitschrift: Infokara : Fachzeitschrift der Schweizerischen Gesellschaft für palliative Medizin, Pflege und Begleitung

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für palliative Medizin, Pflege und Begleitung

Band: 6 (2001)

Heft: 4

Artikel: Freiwillige Sterbebegleitung im Akutspital

Autor: Fuchs, Claude

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1091806>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die «Freiwillige Nacht- und Krisenbegleitung am Stadtspital Triemli» ist ein Dienst des Spitals und wird unter Federführung des Spitalpfarramts von einer Gruppe geleitet, in der ein Chefarzt und eine Oberschwester, zwei Vertreterinnen der Freiwilligen, die Einsatzplanerin, sowie das katholische und das reformierte Pfarramt vertreten sind.

Pfr. Claude Fuchs*

Freiwillige Sterbebegleitung im Akutspital

Das Konzept

Die Freiwilligen verpflichten sich, während zwei selber ausgewählten Nächten im Monat sterbende oder unruhige Patientinnen und Patienten in unserem Spital zu begleiten. Sie verpflichten sich an der Ausbildung, an den Supervisions- und Fortbildungsveranstaltungen (sechs bis acht Abende im Jahr) teilzunehmen und unterstellen sich der ärztlichen und der seelsorgerlichen Schweigepflicht.

Sie haben Anrecht auf kostenlose Aus- und Fortbildung und Begleitung. Sie sind gegen Unfälle versichert. Sie dürfen sich in der Stationsküche während ihrer Einsätze mit Getränken und einer Zwischenverpflegung bedienen. Es werden ihnen die Fahrspesen zurückerstattet, und sie werden jährlich zu einem Ausflug eingeladen. Wenn sie aus dem Dienst zurücktreten, erhalten sie eine schriftliche Bestätigung über die Art und die Dauer ihrer Tätigkeit.

Das Spital stellt die Arbeitszeit ihrer Angestellten für die Organisation der Einsätze und die medizinische und pflegerische Aus- und Fortbildung, sowie die Räume dafür zur Verfügung. Es versichert die Freiwilligen und stellt ihnen die Zwischenverpflegung zur Verfügung. Sie werden alle zwei Jahre vom Spital zu einem Essen eingeladen.

Die Kirchen kommen ihrerseits für die Arbeitszeit der Spitalseelsorge (insgesamt ca. 15 Stellenprozent!), für die Kosten der Fortbildung, die Fahr- und Telefonspesen der Freiwilligen und den

Ausflug auf. Dazu kommen inzwischen auch Spenden, meist von Angehörigen oder auch von einzelnen Kirchgemeinden.

Auswahl und Ausbildung der Freiwilligen

Mitte 1994 wurde im «Kirchenboten» und im katholischen «Forum» der erste Ausbildungskurs ausgeschrieben. Gegen achtzig Interessentinnen und ein paar Interessenten meldeten sich. Sie erhielten das Konzept und einen ziemlich umfangreichen Fragebogen. Gut die Hälfte sandten diesen ausgefüllt zurück und wurden zu einem persönlichen Gespräch eingeladen. Einunddreissig Freiwillige nahmen schliesslich in zwei parallel geführten Kursen die Ausbildung auf.

An den drei ersten Abenden geht es um die Konfrontation mit Sterben und Tod: um eigene Erfahrungen und Vorstellungen, um die Phasen des Sterbens und die Sterbekultur, um eine Sterbemeditation aber auch ganz hautnah um einen Besuch im Sargmagazin des Spitals und im Kühlraum auf der Pathologie.

Drei Abende sind der Gesprächsführung gewidmet. Wir legen dabei einen besonderen Schwerpunkt auf das Gespräch mit sogenannten «verwirrten» Patienten, sowie auf das Wahrnehmen von non-verbalen Äusserungen: Viele Sterbende sind ja kaum mehr in der Lage zu sprechen. Zwei Abende gehören der Pflege. Hier geht es hauptsächlich um das Beobachten der Patienten (Atmung, Schmerz, Katheter, Infusionen, usw.) und das Sichzurechtfinden im Spitalzimmer (Glocke, Licht, Spitalbett, usw.), um das Erfrischen der Patienten, persönliche Hygiene und die Zusammenarbeit mit dem Pflegepersonal.

Je nach Bedürfnis und Möglichkeit sprechen wir an einem Abend ethische (Sterbehilfe, Rationierung der Medizin, usw.) und medizinische Fragen an (Intensivpflege, Palliativmedizin, Schmerzkontrolle), geben Tipps und Hilfsmittel für das Beten am Sterbebett. Schliesslich geht es auch noch ganz banal um Organisatorisches und darum, sich im Spital zurechtzufinden.

Die Einsätze

Vom 15. Januar 1995 an galt es dann ernst. Die Freiwilligen fieberten ihren Einsätzen – wenn auch mit gemischten Gefühlen: Werde ich der

* Pfr. Claude Fuchs, *Freiwillige Nacht- und Krisenbegleitung am Stadtspital Triemli, Ref. Spitalpfarramt, 8063 Zürich*

Aufgabe genügen? – förmlich entgegen. Wer am vorgesehenen Abend noch keinen Einsatz hatte – auch in einem grossen Spital sind nicht immer Menschen am Sterben, die nachts eine Begleitung von Aussenstehenden möchten – war ziemlich enttäuscht und fieberte halt weiter.

Bald fanden wir heraus, dass jede Nacht wieder ganz anders und ein Abenteuer für sich ist. Da gibt es die ruhigen Nächte, wo die Patientin – weil jemand bei ihr ist? oder einfach weil man ihr genügend Schlafmittel gegeben hat? – problemlos durchschläft und wo auch die Begleiterin etwas döst oder gar früher als vorgesehen nach Hause geht. Es gibt die unruhigen Nächte, wo ein verwirrter Patient ständig aus dem Bett steigen will oder an den Infusionsschläuchen zerrt und wo die Freiwillige am Morgen völlig erschöpft ist. Es gibt die Sternstunden, wo ein Gespräch in der Nacht die Patientin und Begleiterin ganz nahe gebracht hat. Und es gibt die Enttäuschungen: Wenn etwa die Begleiterin bei ihrer Ankunft erfährt, dass die Patientin schon am Nachmittag verstorben ist und man «halt» vergessen hat, es ihr mitzuteilen.

Es gibt viele gute Begegnungen auch mit den Nachtschwestern, wenn sie einen gut informieren, ab und zu hereinschauen oder gar einen Kaffee bringen, wenn man beobachten kann, wie liebevoll sie oft mit Patienten umgehen oder wenn Freiwillige ihnen auch mal bei der Pflege helfen dürfen. Manchmal gibt es aber auch Spannungen: Wenn etwa die Meinungen über das, was der Patientin gut täte, auseinandergelassen und die Freiwillige dann natürlich nachgeben muss. Eines aber haben die meisten Nächte gemeinsam: Ab zwei oder drei Uhr morgens kann die Nacht sehr lange werden...

Etwas ganz Besonderes ist es jedesmal, wenn man beim Sterben eines Patienten dabei sein darf. Auch da, wo Patienten vorher lange gekämpft oder sich abgequält haben, legt sich am Schluss oft etwas wie ein grosser Friede, wenn nicht gar wie eine stille Freude über das Zimmer. Das Gesicht entspannt sich, ein Lächeln wird sichtbar. Da tut es gut, ganz ruhig miteinander noch eine Weile einfach da zu sein, auch wenn der Atem aufgehört hat, still zu beten, leise zu singen, den Sternen nachzuschauen vor dem Fenster, eine Kerze anzuzünden (was im Spital natürlich verboten ist...) und schliesslich viel-

leicht auch der Schwester beim «Herrichten» der Verstorbenen helfen zu dürfen.

Neben den kurzen Rapporten, die die Freiwilligen über jeden ihrer Einsätze schreiben, haben sie manchmal auch das Bedürfnis, in einem etwas längeren Bericht die Begegnung einer Nacht für sich festzuhalten. Statt eines Tagebuchs führen wir in der Gruppe deshalb ein «Nachtbuch». Hier ein kleines Beispiel daraus.

Aus unserem «Nachtbuch»

«Wie unterschiedlich doch die Nächte verlaufen» dachte ich, bei einer 80-jährigen Frau sitzend, von der alle stündlich ihr Ableben erwarteten. Einmal mehr beschäftigte mich die Frage, wie ich dieser Frau in ihren letzten Stunden wirklich helfen könne?

Plötzlich war mir die Situation unserer Begegnung am Abend wieder gegenwärtig: Ihr Sohn stand beim Bett und versuchte ihr klar zu machen, wie ich heisse, dass ich nun diese Nacht bei ihr sein werde, weil er selbst zu müde sei und auch ihre Tochter einmal ausschlafen müsse. Sie, die Sterbende, bemühte sich krampfhaft, die Augen zu öffnen und Worte zu formen, die nur bruchstückhaft über ihre Lippen stolperten. Trotz des sehr hoch dosierten Schmerzmittels schrie sie auf beim noch so liebevollen, vorsichtigem Umliegen durch zwei Schwestern. Die ganze Szene war geprägt von Angst, Schmerz, Verzweiflung und Hilflosigkeit der Frau und ihres Sohnes.

Und jetzt? Zwei Stunden später, nachdem ich im lautlosen Herzensgebet für sie versunken war? Die Frau lag ganz unbeweglich, nur ihre Brust hob und senkte sich leicht im Rhythmus ihres Atems, die Augenlider waren geschlossen, ruhig ohne zu flackern - sie schlief tief und fest. Könnte es eine schönere Antwort auf meine Frage geben?

In meiner Erinnerung tauchte das Bild einer anderen Frau auf: ca. Mitte 60 hatte sie noch lange nicht mit ihrem Leben abgeschlossen. Verzweifelt versuchte sie, aus dem Bett zu kommen, sie wollte heim, man braucht sie doch! Immer wieder versuchte sie sich aufzusetzen, blieb eine Weile – gestützt auf meinen Arm – sitzen, wiederholte immer wieder «Ich will nach Hause», um dann erschöpft zurück zu sinken. Jede Frage beantwortete sie mit «Nein», gleichgültig ob das Fenster offen oder geschlossen sein sollte, ob sie

warm oder kalt hätte: immer NEIN. Weder ein Gespräch noch eine mentale Kommunikation waren möglich. So flüchtete ich wieder ins Gebet: Es war wie ein Ringen von Glaube und Liebe gegen Angst und Verzweiflung. Nach etwa vier Stunden wurde sie ruhiger, entspannte sich und antwortete auf die Frage der Schwester, ob sie ihr eine Injektion geben dürfte, mit einem ruhigen «Ja». «Jöh, ist das schön, dass sie JA sagen» rief die Schwester, blickte mich an und wir wussten, es war ein JA zu allem, auch zum Sterben.

Am darauf folgenden Tag war ich mittags zum LUNCHkonzert in der Tonhalle. Während eines langsamen, zur Meditation einladenden Musikstückes dachte ich an die Frau von letzter Nacht. In Gedanken an ihrem Bett stehend war mir, als ob sie mir sagen würde, sie warte heute abend auf den Herrn Pfarrer (ich wusste, dass er kommen wollte) und sie warte zwei Tage. – So geschah es dann auch, nach zwei Tagen verliess sie diese Welt.

Es sind dies zwei, mich sehr beglückende Erlebnisse. Aber auch andere gab es, so wie mit dem renitenten Patienten, der mich fast zur Verzweiflung brachte. Doch am Morgen hat er sich entschuldigt und bedankt für meine Ausdauer. So hat ihm mein «Dasein» anscheinend doch etwas gegeben. – Ich werde mich also nie wieder fragen, wie ich jemanden wirklich helfen könne. Zumindest habe ich es mir fest vorgenommen!

H.W.

Supervision, Fortbildung und Festliches

Es tut gut, solche Erfahrungen mit anderen teilen zu können. Sowohl das Belastende wie auch das Schöne und Bewegende. Durch den Austausch unserer Erfahrungen können wir unsere eigene Haltung besser einschätzen und zum Teil auch korrigieren und verbessern. Manchmal ist es schlicht schon tröstlich zu sehen, dass andere mit denselben Personen ebenfalls Mühe hatten. Deshalb spielt die Supervision bei den monatlichen Treffen im ersten halben Jahr nach der theoretischen Ausbildung, aber auch bei den etwa zweimonatlichen Treffen später eine eminent wichtige Rolle.

Bei diesen Treffen können auch Themen zur Sprache kommen, die zur Fortbildung beitragen: «Vom Umgang mit aggressiven Patienten», «Validation», «Geben und nehmen», «Helfen, eine

zweischneidige Sache», «Suizid», «Sterben zu Hause und Sterben im Spital», waren etwa solche Themen, um nur einige Beispiele zu nennen.

Wichtig ist aber auch das Festliche. Einmal im Jahr machen wir zusammen einen Ausflug, der jeweils mit einer kleinen Wanderung, einem Besuch und einem Essen verbunden ist. Letztes Jahr besuchten wir miteinander das Einsiedler Welttheater. Dieses Jahr hat uns ein Chefarzt aus unserem Spital mit zwei weiteren Mitgliedern seines Chores während dem Essen mit Liedern aus dem Tessin erfreut. Auch in der Adventszeit oder bei der «Diplomierung» neuer Freiwilliger ist etwas «Festliches» angesagt.

Alle diese Gruppentreffen sind sehr wichtig. Sie halten das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den Freiwilligen wach – bei ihren Einsätzen sind sie ja praktisch immer allein...! – und verstärken die Identifikation mit dem Dienst. Hier entstehen unter den Freiwilligen auch Beziehungen, die immer wieder auch Privates mittragen helfen. Neben all dem, was sie von den Patienten an Vertrauen und an Dankbarkeit erhalten, ist die Gruppe der Ort, wo die Freiwilligen für ihren Dienst am meisten zurückerhalten. Deshalb ist es wesentlich, diesen Treffen viel Aufmerksamkeit zu widmen.

Statistisches

Dreihundert Einsätze waren es 1995, im Jahr 2000 über vierhundert; in den sechs ersten Jahren zusammen fast zweitausend! «Sozialbilanzen» sind Mode geworden. Also: 2000 Nächte à 8 Stunden à Fr. 30.– gibt Fr. 480'000.–! Oder: Was hier von Freiwilligen in sechs Jahren geleistet wurde, entspricht acht vollen Jahresstellen!

Dabei ist noch gar nicht in Betracht gezogen, dass wir in dieser Zeit in sechs Kursen 105 Personen ausgebildet haben. Diese lassen, was sie gelernt haben, ja nicht nur Spitalpatienten zugute kommen, sondern sehr oft auch Menschen in ihrer privaten Umgebung. Eine Reihe von ihnen haben den Dienst bei der «Nacht- und Krisenbegleitung» etwa deshalb aufgegeben, weil sie für ihre Eltern, für ihren Ehepartner oder nahe Freude, die nun am Sterben sind, da sein wollen.

Auch wenn von all dem die Saläranteile der Seelsorge und der Pflege, sowie das Wenige an Spesen abgezogen wird, so bleibt immer noch ei-

ne recht beachtliche Bilanz. Kein Wunder, dass die «Freiwillige Nacht- und Krisenbegleitung am Stadtspital Triemli» 1996 zu den Preisträgern des «Förderpreises für innovative Ideen im Sozialbereich» der Stadt Zürich gehörte! Allerdings drückt bei etlichen Freiwilligen gerade da auch der Schuh...

Offene Fragen

«Helfen wir nicht durch unseren Einsatz», so fragen sie, «dem Spital noch bei Stellensparen?» Das aber möchten sie zu allerletzt, unsere Freiwilligen. Sie sehen es ja selber, wie überlastet die Krankenschwestern an der Basis sind, und sie sehen, wie die Pflegenden den Patienten manchmal nicht mehr jene mitmenschliche Aufmerksamkeit zukommen lassen können, die sie gerne möchten. Sie sehen, wie die Pflegenden verständlicherweise eine Nachtbegleitung öfters dort anfordern, wo eine dauernde Aufmerksamkeit aus pflegerischen Gründen nötig ist – dort etwa, wo ein verwirrter Patient sich selber gefährden könnte – und andererseits nicht an die Nachtbegleitung denken, wenn eine «ruhige» Patientin am Sterben ist.

Natürlich antwortet uns die Spitaldirektion, dass beim heutigen Spartrend für solche Aufgaben kein Geld erhältlich ist. Trotzdem bleibt für etliche Freiwillige die Frage offen, ob sie nicht entgegen ihrer Absicht mithelfen, eine in ihren Augen falsche Sparpolitik zu zementieren.

Eine andere Frage ist jene der doch ziemlich grossen Fluktuation unter den Freiwilligen. Nächte sind lang. Für ältere, aber auch für berufstätige Menschen bedeutet ein Nachtdienst eine Umstellung, die sich noch über mehrere Tage auswirken kann. Diese Schwierigkeit wird von vielen Freiwilligen anfangs unterschätzt. Natürlich versuchen wir mit individuellen Regelungen den Wünschen nach weniger Einsätzen nachzukommen. Trotzdem ist eine solche Regelung oft der Anfang vom «Absprung». Die fast jährlichen neuen Ausbildungskurse mit ihrer zusätzlichen Arbeitsbelastung erzeugen dann wiederum bei den Ausbildnern gewisse Ermüdungserscheinungen.

Schlussfolgerungen

- Freiwillige können nicht nur für «Hilfsarbeiten» eingesetzt werden. Sie können auch sehr verantwortungsvolle Funktionen, wie zum Beispiel die Begleitung Sterbender, übernehmen.
- Dazu müssen sie aber gut ausgebildet und vor allem intensiv begleitet werden. Wer da die nötige Zeit und Mühe scheut, wird auf die Dauer keine Freiwilligen mehr finden.
- Freiwilligendienste müssen gut ins Spital integriert sein. Ohne die Zustimmung und aktive Unterstützung insbesondere durch den Pflegedienst kann ein Projekt nicht gelingen. Zuständigkeit und Kompetenzen müssen klar geregelt sein.
- Integration und Begleitung eines Freiwilligendienstes können kaum von aussen, sondern müssen von Personen garantiert werden, die gut im Hause verankert sind.
- Für eine Gruppe für Sterbebegleitung braucht es eine Mindestzahl von Betten. Rund 500 Betten scheint eine ideale Grösse zu sein. Bei kleineren Bettenzahlen fallen die Begleitungen zu unregelmässig an, und die Freiwilligen werden je nachdem unter- oder überfordert. Es hat also keinen Sinn, in einem Pflegeheim mit 50 Betten einen solchen Dienst aufziehen zu wollen. Hingegen könnten verschiedene kleine Heime oder Spitäler in einer Gegend einen Pool bilden.

Die Arbeit der Freiwilligen wie auch die Arbeit mit Freiwilligen ist anspruchsvoll und zeitaufwendig. Sie lohnt sich aber – nicht nur finanziell, sondern vor allem menschlich. Deshalb ganz herzlichen Dank allen Freiwilligen, die in unseren Spitälern und Heimen ihre Zeit und Aufmerksamkeit Patienten und Bewohnerinnen zur Verfügung stellen!